Florian Maier

Stimmen der Stadt



2025

Restzeichen

1

Er saß auf der Lehne der Bank, nicht auf der Sitzfläche. Die Füße auf dem feuchten Holzbrett, die Arme um die Knie geschlungen. So saß er manchmal stundenlang. Nicht weil es bequem war, sondern weil es sich nicht nach Aufenthalt anfühlte, sondern eher nach Warten.
Ren kam fast jeden Morgen hierher, kurz vor sieben, wenn der Park noch mehr Schatten als Geräusche trug. Er brachte kein Buch mit, kein Kaffee, und auch keine Absicht. Nur sich selbst, und ein altes Notizbuch mit karierten Seiten, auf denen sich Musiklinien mit Satzfragmenten und Zeichnungen überlagerten. Manchmal schrieb er etwas hinein, meistens jedoch nicht.
Der Himmel über dem Ryokuchi Park war heute klar und kalt. Die Landebahn des Okadama-Flughafens lag still, nur hin und wieder hörte man das ferne Grollen eines Triebwerks, als würde jemand einen Schleifstein durch den Himmel ziehen. Vor ein paar Tagen hatte es geschneit, aber der Schnee hatte sich nicht lange gehalten. Jetzt war der Boden feucht und stellenweise etwas gefroren. Der Übergang vom Winter in den Frühling war in Sapporo nie wirklich eindeutig. Die Jahreszeiten bewegten sich hier wie Menschen in einem zu schmalen Flur: vorsichtig, tastend, einander ständig im Weg.
Ren hatte sich den Schal bis zur Nase gezogen, aber nicht wegen der Kälte. Er mochte es nur nicht, wenn man ihm ansah, dass er noch nicht ganz da war. Eigentlich mochte er es nicht, wenn man ihn überhaupt lange ansah.
Er beobachtete, wie eine alte Frau mit einem kleinen Hund die Kurve entlangging, dieselbe wie jeden Morgen. Ein Kinderspielzeug auf der Bank gegenüber war über Nacht umgekippt – ein Plastikflugzeug, das nun mit dem Schnabel voraus im Kies steckte und in den Boden starrte. Im Gebüsch hinter ihm bewegte sich etwas, vermutlich eine Krähe. Ren drehte den Kopf nicht um. Er war gut darin geworden, Dinge zu bemerken, ohne auf sie zu reagieren.

Er war wieder hier, seit knapp drei Monaten. »Nur vorübergehend«, hatte er gesagt, obwohl niemand gefragt hatte. Das Musikstudium in Tokyo hatte er beendet, bevor es ihn beendete. Oder vielleicht war es andersherum, er wusste es nicht mehr genau. Jedenfalls hatte er aufgehört – nicht im Streit, nicht im Zorn, sondern einfach aufgehört. Wie ein Ton, der ausklingt, ohne Ziel.
Jetzt war er wieder da. In seiner Heimatstadt, der Stadt, in der alles begonnen hatte, aber nichts blieb. Er hatte inzwischen keine Freunde mehr hier, keine Bühne und keine Richtung. Nur die leise Ahnung, dass er irgendwo eine Tür zugemacht hatte, ohne zu wissen, ob sie je wieder aufgehen würde.
Ren holte das Notizbuch aus seiner Jackentasche und schlug es auf. Eine leere Seite. Ein unbeschriebenes System aus fünf Linien. Er tippte einmal mit dem Stift auf das Papier, als würde er sich vergewissern, dass es noch echt war.

Dann schrieb er – ganz oben, klein und zögerlich – ein einziges Zeichen:
.
Ein Restzeichen.
Pause. Nicht Ende.

Er klappte das Buch zu, steckte es zurück und wollte gerade aufstehen, da bemerkte er sie. Die Frau saß auf der Bank gegenüber, ganz still, den Oberkörper leicht nach vorn geneigt, die Hände im Schoß gefaltet, als hielte sie etwas darin, das nicht zerbrechen durfte.
Ihr Gesicht war reglos, doch unter ihren Augen liefen Tränen – langsam, ohne Schluchzen, ohne Eile. Als wäre es kein Ausbruch, sondern ein Zustand.
Ren sah sie nicht direkt an. Nur mit der Art von Blick, die man benutzt, wenn man nicht stören will – aber nicht wegsehen kann.
Etwas in ihm wurde leiser. Nicht aus Mitleid, eher wie ein Musiker, der merkt, dass jemand anderes gerade spielt und sich daher selbst zurücknimmt. Er blieb auf der Lehne seiner Bank sitzen und reagierte nicht. Noch nicht.

2

Er wusste nicht, wie lange sie schon da saß, bevor er sie bemerkt hatte. Aber jetzt war sie da, sichtbar in einer Art, die nichts mit Aufmerksamkeit zu tun hatte. Ren blieb noch einen Moment auf seiner Bank, auf der Lehne sitzend, die Füße kalt, das Notizbuch wieder in der Tasche. Dann stand er auf. Nicht weil er einen Plan gehabt hätte – es geschah einfach aus dem vagen Gefühl, dass man manchmal nicht sitzen bleiben kann, wenn jemand anderes ganz offensichtlich nicht weiterkommt.
Er ging nicht direkt auf sie zu, er tat zunächst so, als würde er vorbeigehen, mit langsamen Schritten und Abstand zu der Bank, auf der sie saß. Erst als er auf gleicher Höhe war, hielt er an – so, als wäre es ihm gerade erst aufgefallen, dass sie aus ihrem inneren Takt geraten war.
»Geht's Ihnen gut?« fragte er. Seine Stimme klang zurückhaltender als gedacht. Nicht unsicher – eher, als wolle sie sich nicht aufdrängen. Sie hob den Kopf nicht sofort. Ihre Hände waren noch immer ineinander gelegt, aber ihr Blick war leer.
»Ja«, sagte sie dann mit sehr leiser Stimme. Dann, nach einem Atemzug ergänzte sie: »Es ist nichts, das jemand reparieren kann.«
Ren nickte. Nicht, weil er verstand, sondern weil er spürte, dass es kein Widerspruch war.
Er trat einen halben Schritt zurück, als wolle er ihr den Raum zurückgeben, den seine Frage genommen hatte. Doch er blieb neben der Bank stehen.
»Ich hab Sie schon öfter gesehen«, sagte er dann. »Beim Laufen hier im Park.«
Langsam hob sie den Blick und sah ihn zum ersten Mal an. Es war kein

misstrauischer Blick, und auch kein Erschrecken, eher ein stilles Erkennen ihres Gegenüber. Als hätte sie gewusst, dass jemand hinsah – nur nicht, wer.
»Ich laufe jeden Morgen«, sagte sie. Dann fügte sie hinzu, beinahe entschuldigend: »Drei Runden. Immer drei.«
Ren lächelte nicht, aber etwas in seinem Gesicht wurde weicher.
»Ich zähle auch«, sagte er. »Aber bei mir bleibt's meistens bei einer.«
Ein kurzer Moment der Stille entstand. Kein unangenehmer – eher einer, der Platz machte.
Sie wandte den Blick wieder nach vorn und rückte schließlich ein kleines Stück zur Seite auf der Bank. Nicht viel. Aber genug, dass man es als Einladung verstehen konnte.
Ren setzte sich vorsichtig neben sie auf die Bank. Ein wenig entfernt, aber nicht zu weit.
Die beiden schwiegen. Der Park war still, ein Flugzeug schob sich langsam über den Himmel, das Grollen kam verzögert an. Ren hörte es kaum.
»Ich hab heute zum ersten Mal seit langem geweint«, sagte sie leise. Es war kein Bekenntnis von ihr, eher eine Feststellung.
Ren antwortete nicht sofort. Er blickte auf den Boden und sagte dann: »Ich hab heute zum ersten Mal seit langem jemanden gesehen, der's nicht versteckt hat.«
Sie nickte, und ein kleines Lächeln huschte über ihr Gesicht.

3

»Ich glaube, Sie tragen etwas mit sich.«, sagte sie irgendwann, ohne ihn anzusehen. Es war keine Smalltalk-Floskel. Nicht das, was man sagt, um ein Gespräch am Leben zu halten. Eher eine Frage, die aus einem Moment der Nähe entstand – wie ein Gedanke, der zu lange auf der Zunge gelegen hatte.
Ren zuckte leicht mit den Schultern. »Ich versuch, nicht wegzulaufen.«
Sie nickte kaum merklich und hielt die Stille.
»Vor dem, was mir mal wichtig war«, fügte er nach einem Atemzug hinzu.
»Manchmal wird das, was man liebt, zu dem, was einen festhält. Oder lähmt.«
Sie sah ihn nicht an. Aber er hatte das Gefühl, dass sie seine Worte mitnahm.
»Ich hab Musik studiert. Komposition. Alles in meinem Leben war darauf ausgerichtet. Und dann… ich weiß auch nicht. Irgendwann hab ich nur noch gezählt. Takte, Strukturen, Fehler – plötzlich war da keine Musik mehr.«
Wieder trat eine Pause ein. Die Art Pause, die nicht unangenehm ist, aber schwer in der Luft liegt.
Sie ließ die beiden eine Weile lang verharren. »Ich habe jemandem zugehört, der sich selbst zu spät zugehört hat.«
Ren sah die Frau fragend an. Ihre Stimme war ruhig. Nicht traurig, aber als hätte sie etwas mit sich getragen, das zu lange geschwiegen hatte.
»Er hat gezählt, weil ihm nichts mehr blieb«, sagte sie. »Irgendwann war

nichts mehr da, das gezählt hat.«
Ren schwieg. In seinem Gesicht bewegte sich kaum etwas – und doch veränderte sich etwas.
Sie fuhr fort, fast wie zu sich selbst: »Ich glaube, man muss nicht wissen, ob etwas gut wird oder nicht. Es reicht zu merken, dass es noch da ist.« Die Frau richtete ihren Blick auf den Kies vor ihren Füßen. »Dinge, die man lange nicht beachtet, verschwinden irgendwann.«
Er sah sie erneut an. Nicht als Frage, nicht als Zweifel – sondern, als hätte sie einen Satz gesagt, den er schon einmal gehört hatte.
»Vielleicht ist es das Einzige, was man rechtzeitig tun kann: etwas nicht verschwinden lassen.« Mit diesen Worten blickte sie Ren ruhig an. »Nicht zählen, sondern fühlen.«
Ren hielt ihrem Blick stand. Es war nicht das, was er erwartet hatte. Aber vielleicht war es genau das, was gefehlt hatte.
Die Frau sah noch einen Moment nach vorn, als würde sie abschätzen, ob noch etwas gesagt werden müsse. Dann stand sie auf. Nicht abrupt, nicht mit Eile – eher wie jemand, der sich nicht sicher ist, ob er noch gebraucht wird.

Ren sah ihr nicht nach, als sie ging. Aber er wusste, dass sie wirklich gegangen war – nicht, weil er sie nicht mehr sah, sondern weil nichts mehr zu sagen gewesen war.
Er blieb noch längere Zeit auf der Bank sitzen. Und irgendwann nahm er das Notizbuch aus der Jacke und begann zu schreiben.

4

Zwei Tage später saß Ren auf dem Boden seines Zimmers. Nicht aus Zerstreutheit, sondern weil der Tisch zu klein war und sein Notizbuch sich über mehrere lose Seiten ausgebreitet hatte. Die Musik war da – unvollkommen, aber ehrlich. Eine einfache Melodie, getragen von wenigen Takten, mit einem Text, der mehr nach Gefühl klang als nach Poesie. Er hatte sie nicht schreiben wollen, sie ergab sich nach und nach, seitdem er die Frau im Park getroffen hatte. Und jetzt, da das Musikstück fertig war, wusste er nicht, was er damit tun sollte. Seine Stimme reichte nicht, um es selbst zu singen. Sie war nicht schlecht – nur falsch für das Lied. Es war nicht sein Lied, dieses Musikstück war dazu bestimmt, von jemand anderem gesungen zu werden.
Er spielte die Melodie am Laptop ein, hörte sie ab, löschte sie wieder. Legte das Notizbuch beiseite, kaute auf dem Stiftdeckel, stand wieder auf und ging unruhig im Zimmer umher. Als es draußen langsam dunkel wurde, nahm er schließlich Jacke und Mütze und trat auf die Straße. Nicht, um irgendwohin zu gehen – nur weg vom Stillstand seines Zimmers.

Ein paar Blocks weiter, an der Ecke eines unscheinbaren Seitenwegs, lag ein Ramen-Lokal mit dem Namen *Marufu Style*. Ein winziges Restaurant mit beschlagenen Scheiben, hinter denen es nach Brühe, Dampf und Menschen roch. Niemand wusste, wer oder was »Marufu« war, aber die Suppe war gut. Ren kannte das Lokal, die meisten Einheimischen ignorierten es. Gerade das machte es für ihn umso reizvoller.
Er setzte sich an die Theke. Die Plätze waren aus hellem Holz, etwas abgescheuert. Vier rot lackierte Hocker, ein kleines Fach mit Essstäbchen, eine offene Küche dahinter.
Ren bestellte leise eine Miso-Ramen, stützte er den Kopf in die Hand und sah dem Dampf hinter der Theke beim Aufsteigen zu.
Es war warm hier, auf eine einfache, freundliche Weise. Im Hintergrund lief kein Radio, nur das Klappern von Schüsseln und das Fließen von Wasser war zu hören.
Dann hörte er sie singen.
Sie sang nur leise – als würde sie es gar nicht selbst bemerken. Sie summte zuerst ein paar Takte, dann sang sie eine Liedzeile, weich, ohne Zwang. Es war kein Lied, das er kannte, aber er war fasziniert von der Art, *wie* sie es sang.
Ren hob den Kopf. Die Stimme kam von einer jungen Frau, die hinter der Theke arbeitete – vielleicht Anfang zwanzig. Ihr schwarzes Haar war im Nacken zusammengebunden, die Ärmel ihrer Jacke hochgekrempelt. Sie stand am Ende der Theke, halb im Dampf versunken, und spülte Schalen mit kleinen, rhythmischen Bewegungen – als gehörten sie zu einem Lied, das nur sie kannte. Bis sie spürte, dass sie beobachtet wurde. Sie verstummte abrupt und wandte sich um.
»Entschuldigung!«, sagte sie schnell, sichtbar verlegen. »Ich singe manchmal, wenn ich allein bin.«
»Sie müssen sich nicht entschuldigen“, sagte Ren, »es klang sehr schön.«. Er sagte es ohne Lächeln oder aufgesetzte Höflichkeit. Er sagte es wie jemand, der die Wahrheit spricht.
Die Frau blickte verlegen zu Boden. »Ich kann gar nicht richtig singen«, sagte sie und wandte sich wieder ihren Schalen zu. Sie spülte weiter, als wolle sie das Thema mit abfließen lassen.

Nachdem er gegessen hatte, bezahlte Ren in bar und dankte höflich, dann schob er den Hocker zurück und stand auf. Bevor er ging, legte er etwas auf die Theke: ein gefaltetes Blatt, sauber beschriftet, mit Noten zu einer Melodie und einem dazu passenden Text. Oben stand kein Titel – nur ein handgeschriebener Vermerk:
»Es passt zu dir. Sing es. Gib ihm Leben.«
Er wartete nicht auf eine Reaktion. Er trat nach draußen in die Dunkelheit, zog sich den Schal über den Mund und spürte, wie der Dampf des Ladens ihn noch

für einen Moment begleitete, bis sich die Tür hinter ihm schloss.
Er ging nicht direkt nach Hause. Er lief einfach – nicht flüchtend, nicht zielstrebig. Nur in Bewegung.
Sein Notizbuch war wieder in der Jacke, diesmal nicht leer. Und irgendetwas in ihm klang nach. Kein Triumph, keine Gewissheit. Aber er fühlte wieder, anstatt zu zählen.